

Felsenherz, der Trapper

Heft 32 Die Belagerung von Fort Wallace.



Felsenherz zuckte mit keiner Wimper.

Felsenherz der Trapper
Selbsterlebtes aus den Indianergebieten
erzählt von
Kapitän William Käbler.

Die Belagerung von Fort Wallace.

Nachdruck verboten. — Alle Rechte, einschl. das Verfilmungsrecht, vorbehalten. — Copyright 1922 by Verlag moderner Lektüre G. m. b. H., Berlin.

Felsenherz der Trapper

Zu beziehen durch alle Buch- und Schreibwarenhandlungen, sowie vom

Verlag moderner Lektüre G. m. b. H., Berlin SO 26
Elisabeth-Ufer 44.

Druck: B. Lehmann G. m. b. H., Berlin

1. Kapitel.

Der Kundschafter von Fort Wallace.

Die drückende Hitze eines Frühherbstnachmittags, windstill und sonnenklar, lastete über der weiten Prärie, über den grünen Busch und Bauminfeln, die sich von dem Grasmeer der Savanne abhoben wie freundliche Dägen in der Sandeinöde einer Wüste, und stimmerte über dem kahlen Boden eines steinigen Tales, das sich als Regenrinne, unfruchtbar und mit lehmigen Rändern, nach einem Bache zu öffnete, um dessen Ufer saftige kleine Grasflächen von der Feuchtigkeit herborgezaubert worden waren.

Auf dieser Bachwiese am nördlichen Ufer weidete hier ein gesatteltes Pferd. Wenn es sich lebhafter bewegte, schlugen die tiefgeschnittenen Steigbügel klirrend zusammen.

Das waren, außer dem Geräusch der lauenden Pferdederer, die einzigen Laute, die das Schwelger dieser Nachmittagstunde hier unterbrachen.

Das gefatteste Tier, ein Fuchs von etwas plum-
bem Gliederbau, ließ an verschiedenen Merkmalen
des Baumzugs und des Sattels erkennen, daß es sich
fraglos um ein Kavalleriepferd handelte. Es gehörte
wohl einem der Soldaten aus dem etwa zwanzig
Meilen nördlich gelegenen Fort Wallace, dem damals
am weitesten nach Westen zu vorgeschobenen Grenzfert,
dessen 120 Mann starke Besatzung die Aufgabe hatte,
die Ansiedlungen zwischen Smoky-River und Arkan-
sas gegen die Uebersälle der Rothhäute zu schützen. —

Jenseits des Baches erschien jetzt in dem Gestrüpp
der mit Adlerfedern geschmückte Kopf eines In-
dianers.

Lautlos richtete der schlanke, kräftige Noto sich
auf, nahm den Lasso von der Schulter und bereitete
sich zum Wurf vor, nachdem er mit einem blondbär-
tigen Trapper, der soeben in der Regentinne auf-
taucht war, mit der Hand Zeichen gewechselt hatte.

Ueber den kaum vier Meter breiten Bach flog
jetzt die Lassoschlinge in elegantem Bogen hinüber
und fiel dem grasenden Pferde über den Kopf.

Gleich darauf stand der Indianer drüben neben
dem eingefangenen Tiere und sagte leise zu dem
blonden stattlichen Trapper:

„Mein Bruder Felsenherz sieht, daß es ein Sol-
datenpferd ist. Nun wissen wir, was die Spur des
einzelnen Reuers bedeutet, auf die wir vor einer
Stunde gestoßen waren. Das Pferd haben wir. Wo
ist der Reiter?“

Felsenherz erwiderte nachdenklich:

„Mein roter Bruder Cholariga, der schwarze
Panther der Romanchen, hat wie ich die Blutstropfen
neben den Hufeindrücken drüben in der Prärie gesehen.
Der Soldat war verwundet und auf der Flucht. Er
kam von Süden her — wie wir. Vielleicht ist er, als
sein Pferd durch den Bach watete, abgestiegen und

im Wasser weiter gegangen, um seine Spuren zu hinterlassen."

Der berühmte Romanzenhäuptling sagte darauf kurz:

"Wir werden das Bläßgesicht finden. Mein Bruder Harry mag nach Osten zu den Bach absuchen, Cholariga nach Westen. Unsere Pferde sind drüben in dem Wäldchen unter Tom Einauge und des dicken Jonny Schuß gut aufgehoben."

Nachdem der Romanche das Pferd mit dem Zügel an eine Birke gebunden hatte, wandte er sich nach rechts am Bachufer entlang, Felsenherz nach links.

Der blonde Trapper konnte auf dem sandigen klaren Grunde des kleinen Gewässers nichts von Stiejeleindrücken bemerken. Trotzdem wanderte er, die lange Doppelbüchse schußfertig im Arm, etwa tausend Meter weit am Bache dahin, blieb häufig stehen und musterte mißtrauisch die Umgebung — die Büsche und Baumgruppen, die Täler, die nach dem Bache hin sich öffneten, und die Ränder der welligen Prärie.

Der Bach machte zahlreiche Krümmungen. Längst hatte Felsenherz den Romanchen aus dem Gesicht verloren.

Schon wollte er umkehren, als sein scharfes Ohr aus einem Haufen von dornenumrankten Steinen, durch die der Bach wie durch einen Engpaß schäumend und gurgelnd sich hindurchdrängte, das zweimalige Knaden eines Büchsenhahnes, der gespannt wurde, vernahm.

Wie ein Blitz war der Trapper da hinter den nächsten Büschen verschwunden, lief im Bogen um die Gruppe von Steinblöden herum und trock nun auf allen Vieren dem Bache wieder zu, um von hinten an den in dem Gestrüpp stehenden Feinde heranzukommen.

Plötzlich aus dem Gestrüpp rechts ein Schuß.

Felsenherz sah das Feuer aus der Wüchsenmündung herausfahren, sah, daß der Schuß nicht ihm gegolten haben konnte, duckte sich tiefer in die hier üppig wuchernden Ginsterstauden und wußte nun auch, daß der Mann dort zwischen den Steinblöcken der gesuchte Soldat war, da er zwischen dem Grün einen Moment das rotbraune Tuch des Kodes eines der Kavalleristen der Fortbesatzung wahrgenommen hatte.

Der Trapper wartete, was sich weiter ereignen würde.

Minuten vergingen.

Diese unheimliche Stille, die doch so trügerisch war, hielt noch immer an.

Felsenherz äugte fortgesetzt nach den hochgetürmten Steinblöcken hin, deren Dornen- und Rankenvorhänge jetzt nichts mehr von dem dort verborgenen Kavalleristen erkennen ließen. Der Mann hatte offenbar seinen Platz gewechselt, nachdem er den Schuß abgegeben hatte.

Der blonde Trapper wollte jetzt nicht länger untätig an dieser Stelle verharren, sondern sich überzeugen, wer dort weiter hochaufwärts in den Büschen steckte, denn dorthin hatte der Soldat geseuert.

Er begann mit größter Vorsicht sich rückwärts aus den Sträuchern in die offene Prärie hinauszuschieben, hatte jedoch noch keine fünf Meter zurückgelegt, als von den Steinen her ein neuer Schuß knallte.

Dann dicht links neben Felsenherz ein gellender Schrei.

Und ein Siourkrieger, der bereits den Tomahawk zum tödlichen Hiebe erhoben gehabt hatte, sank mit einem Loch in der Stirn quer über den jäh hochschnellenden Trapper, der nun erst erkannte, in welcher ernstest Lebensgefahr er geschwebt hatte.

Auf diesen zweiten Schuß hin nun auch eine Stimme aus dem Gestrüpp der Felsblöcke:

„Hierher, Master, hierher —! So wahr Euch Euer Leben lieb ist! Die Prarie wimmelt von Sioux!“

Der berühmte Jäger zögerte denn auch keinen Augenblick, stürmte dem Steinhügel am Ufer des Baches zu, sah einen Arm winken, fand in dem meterhohen Dornverhau so die einzig passierbare Stelle und kroch in das Gestrüpp hinein, bis er eine Art Mulde auf der Spitze des flachen Hügels erreicht hatte, wo ihn nun der junge, sonngebräunte Kavallerist mit den Worten begrüßte:

„Ihr seid Felsenherz, Master! Ich kenne Euch von Ansehen von Fort Wallace her. — Hier sind wir fürs erste geborgen. Ob wir unsere Stalpe hier freilich längere Zeit verteidigen können, ist fraglich. Da — seht mal drüben am Südufer des Baches — alles wimmelt von berittenen Sioux!“

Felsenherz richtete sich etwas auf und lugte durch die schlanken Weidenschößlinge hindurch.

In der That: der Soldat hatte nicht übertrieben! Da waren mindestens achthundert Sioux sichtbar, die in enger, dreifacher Linie auf den Bach zulamen.

„Was bedeutet das?!“ meinte der Trapper kopfschüttelnd. „Das sind ja mindestens die Hälfte aller waffenfähigen Krieger des Siouxstammes!“

„Das bedeutet — einen Angriff auf Fort Wallace, Master!“ erklärte der junge Kavallerist sehr ernst.

„Die Sioux haben vor vier Wochen einen neuen Oberhäuptling gewählt, Sastawura, den schleichenden Fuchs, einen der blutdürstigsten Weisshasser, den es gibt. Als der Kommandant von Fort Wallace, Kapitän Steamer, dies erfuhr, ahnte er schon, daß Sastawuras erster Kriegszug dem Fort gelten würde, welches ja gerade den Sioux seit drei Jahren dort am Smoky-River dicht vor der Nase errichtet wurde. Bis-

her haben sie sich nicht herangetraut. Nun aber hat Sastamura ein Bündniß mit den weiter nördlich wohnenden Schoshonen und Utahs zustande gebracht, und im ganzen Rücken jetzt gegen zweitausend Rothhäute von Süden, Westen und Norden heran, um das Fort zu stürmen. Seit einer Woche bin ich mit drei Kameraden ununterbrochen als Späher unterwegs. Wir haben Kapitän Steamer bereits Nachricht gesandt, was dem Fort droht. Meine drei Kameraden sind auch glücklich entwischt. Ich bekam einen Streißchuß am Hinterkopf, wie Ihr seht, blieb zurück, sank gerade im Bache bewußtlos vom Pferde, wachte durch das Bad sofort wieder auf und schwamm und watete bachabwärts bis hierher. — Ich heiße Tad Router, Master Felsenherz, und bin nur ein einfacher Soldat, aber doch nicht ganz unerfahren. Ich hoffe Euch nicht lästig zu fallen.“

Die bescheidene Art des jungen Mannes, der doch offenbar bei seinen Vorgesetzten großes Vertrauen genoß, da man ihn zu einem so gefährlichen Dienst wie dem eines Rundschäfers verwandt hatte, sagte Felsenherz so sehr zu, daß er Tad Router fest die Hand drückte.

„Auf gute Kameradschaft, Tad!“ meinte er herzlich. „Die Sioux werden uns beide hier nun bald eingekreist haben. Wenn wir uns nur bis zum Abend ihrer erwehren können, dürften wir wohl mit dem Leben davonkommen.“

Als Antwort knallten jetzt jedoch von allen Seiten Schüsse. Wie Hagelschlag prasselten die Kugeln in das Gestrüpp.

Die beiden Gefährten hatten sich rasch tiefer in die Mulde hineingedrückt, deren zackiger, aus bemauerten Steinen bestehender Rand sie genügend schützte.

Die Sioux gaben diese zwecklose Beschießung denn auch sehr bald auf. Die Prarie und die Bach-

ufer lagen wieder still und einsam da. Und doch lauerten ringsum rachsüchtige, erbarmungslose Feinde, stets bereit, die beiden Weißen durch Kugeln niederzustrecken, sobald sie auch nur den Rand ihrer Hütte sehen ließen:

Fad Router, der durch die Schüsse verhindert worden war, Felsenherz zu antworten, sagte jetzt leise mit einem schlaunem Lächeln:

„Master, ich kenne diesen Steinhügel bereits, der ja eigentlich aus zwei Hügeln besteht, zwischen denen der Bach hindurchfließt. Ich habe hier vor einem halben Jahr auch in ähnlicher Lage befunden wie wir jetzt. Damals waren so gegen dreißig Utah-Indianer hinter mir her. Sie erschossen mir mein Pferd, und ich mußte ebenfalls hier ins Gestrüpp am Nordufer kriechen, in dem wir jetzt stecken. Ich verhielt mich ganz still, da die Rothäute meine Fährte verloren hatten. Genau wie heute hatte ich mich hier bis in diese Mulde zwischen den Steinen emporgearbeitet, und ich wäre wohl schon damals meinen Sclap losgeworden, wenn mich nicht eine Fischotter gerettet hätte. — Ihr seht mich so erstaunt an. Es ist die Wahrheit: eine Fischotter! — Das Tier kroch plötzlich dort aus jenem großen Dornenbusch hervor, witterte mich und verschwand blitzschnell. Ich sagte mir, daß es also wohl in dem Busche eine recht breite Lücke geben mußte. Sonst wäre die Fischotter — es war ein kapitaler Bursche! — wohl kaum durch die Dornen hindurchgekommen. Ich schaute mir den Busch also genauer an. — Wartet, Master, ich will Euch gleich zeigen, wie ich's tat!“

Er schob sich mehr nach links, nach Süden zu, also näher an den Bach heran, hob nun mit dem Flintenlauf die ganze dicht am Boden liegende Dornenmasse hoch und enthüllte so einen durch übereinandergestürzte Steine gebildeten schräg abwärtsführenden

Gang von kaum ein Meter Durchmesser, der unten mit Wasser gefüllt war.

Auch der blonde Trapper hatte sich vorsichtig der Stelle genähert, blickte hinab und meinte lebhaft:

„Ah — ich verstehe, Jad! Ihr seid durch den Gang in den Bach hinabgetrochen und dann —“

„— dann drüben unter dichten überhängenden Rankengewächsen glücklich am Südufer entlang entwischt!“ riefte Jad munter. „Dasselbe werden wir jetzt tun, wenn es Euch recht ist, Mr. Felsenherz. Ich will ja einem so berühmten Manne, wie Ihr es seid, beileibe keine Vorschriften machen. Aber ich denke mir, wir drückten uns heimlich, bevor die roten Banditen uns zu nahe auf den Leib kommen!“

„Da habt Ihr ganz recht, Jad! Also vorwärts denn! Schrauben wir unsere Pulverhörner recht fest zu und treiben wir in die Mündungen unserer Büchsen dicke Graspfropfen hinein, damit die Ladung ebenfalls trocken bleibt. Dann können wir getrost unter Wasser eine Strecke schwimmen, ohne unsere Büchsen unbrauchbar zu machen.“

2. Kapitel.

Die Flucht.

Gleich darauf kroch Felsenherz hinter Jad Router den Schlupfweg der Fischotter entlang in den Bach hinab.

Der blonde Trapper behielt unter Wasser die Augen offen, schob sich am steinigen Grunde des kleinen Gewässers vorwärts und erreichte auch glücklich das andere Ufer, von dessen hoher Böschung Wurzel-

ranken und Schlingpflanzen so dicht herabhängen, daß er sich, zumal das Ufer unterwaschen war, hinter diesem Vorhang ganz so, wie der tapfere Jock es ihm geraten, sich unbemerkt vorwärtsarbeiten konnte.

Kam einmal eine Stelle, wo das Ufer flacher wurde, so passierte er diesen gefährlichen Zwischenraum abermals unter Wasser.

Er mochte auf diese Weise etwa hundertfünfzig Meter zurückgelegt haben und glaubte sich bereits außer aller Gefahr, als vor ihm das gellende Geheul der Sioux, Schüsse und lautes Plätschern im Wasser darauf hindeuteten, daß Jock entdeckt und von den Rothhäuten beschossen worden sei.

Felsenherz, der gerade unter besonders dichten Ranken halb im Wasser an der Uferböschung stand, wollte schon Jock zu Hilfe eilen, als das Gebrüll der Sioux ebenso jäh verstummte.

Kein Laut mehr — nichts. — Tiefe Stille wieder.

Was war geschehen? War Jock Router tot, gefangen genommen oder entwichen?

Der Trapper wartete und lauschte, nahm die Büchse in die Linke und das Messer stoßbereit in die Rechte. Er war überzeugt, daß die Sioux nun auch nach ihm suchen würden, denn die noch immer anhaltende trügerische Ruhe besagte, daß die Sioux fraglos irgend etwas im Schilde führten.

Felsenherz hielt es dann doch für richtiger, wieder zu tauchen und nach der anderen Wacheite hinüberzuschwimmen, wo, wie er soeben durch einen Blick durch die Ranken festgestellt hatte, dichtes Röhricht sich eine weite Strecke hinzog.

So glitt er denn langsam auf den Grund des Baches hinab — abermals mit offenen Augen, froh vorwärts und — gewahrte plötzlich vor sich etwas wie einen dunklen Schatten.

Es war ein Siour, der offenbar in derselben Weise unter Wasser dem Trapper entgegentam.

Felsenherz wußte, daß jede heftigere Bewegung auf dem Grunde des Gewässers sich an der Oberfläche durch Wellen kundthun mußte und daß die Siour sofort ahnen würden, was hler vorging, wenn es ihm nicht gelang, den Feind, ohne daß dieser sich zur Wehr setzen könnte, unschädlich zu machen.

So ließ er denn seine Büchse fallen und schnellte sich auf den anderen Schwimmer zu, bekam auch dessen Kehle zu packen und stieß ihm gleichzeitig das lange Jagdmesser mit aller Kraft ins Genick.

Felsenherz war dafür bekannt, daß er einen Feind nie unnötig tötete. Diesmal verlangte es seine eigene Sicherheit, daß er alle Weichherzigkeit zurückdrängte.

Der Stoß seines Jagdmessers trennte dem Siour das Rückenmark durch. Es trat daher auch eine sofortige völlige Lähmung bei dem tödlich Verletzten ein. Im Nu hatte Felsenherz dann auch die Leiche mit einem Stein so beschwert, daß die Strömung sie nicht mit fortführen konnte.

Hastig schob er sich nun weiter dem Röhricht zu, drängte sich vorsichtig zwischen die hohen dünnen Schößlinge und brachte nur den Mund über die Wasseroberfläche, um atmen zu können.

Nachdem er genügend Luft geschöpft hatte (seine Büchse hatte er schnell wieder aufgerafft), suchte er durch dünne bewachsene Stellen des Rohrdickts seinen Weg fortzusetzen, indem er sich hütete, den Kopf auch nur ein einziges Mal über den Wasserspiegel vorzustrecken.

Es gelang ihm denn auch dank seiner oft erprobten Gewandtheit und vielfachen Erfahrung, weitere hundert Meter bachabwärts zu kommen.

Nun aber hörte das Röhricht auf. Die Her wa-

ren Flach, und die Büsche traten von den Bachrändern immer mehr zurück. Nirgends gab es hier eine Deckung.

Felsenherz hatte sich rasch aus den Rohrstengeln und den Rohrwedeln etwas wie eine Maste für Kopf und Brust zurecht gemacht, kniete nun im Wasser und äugte vorsichtig nach den Siour aus.

Er sah, daß sie etwa achtzig Meter weiter aufwärts eine Kette von Kriegern im Bache aufgestellt hatten, die andauernd mit den langen Stoßlanzen vor sich ins Wasser stachen, während andere die Ufer und das Röhricht in derselben Weise absuchten.

Sie verhielten sich dabei völlig ruhig.

Auch an den Ufern standen mindestens dreißig Krieger mit schußfertigen Flinten. Im ganzen bemerkte Felsenherz etwa sechzig Feinde.

Gerade aus dem lautlosen Treiben der Siour ging klar hervor, wie wichtig es ihnen war, den blonden Trapper in ihrer Gewalt zu bekommen, der ihnen vor drei Wochen weiter südlich entschlüpft war, nachdem er seine Freunde Cholariga und Tom Cinaug befreit hatte.

Felsenherz blieb zunächst hier am Ende des Röhrichtfeldes. Er hoffte irgendwie sich darüber Ausschluß verschaffen zu können, ob Jack Router wirklich gefangen genommen war.

So vergingen gut zehn Minuten. Die Siour schienen nun doch überzeugt zu sein, daß der berühmte Jäger nicht in dem Bache steckte und machten Miene, die Suche weiter abwärts fortzusetzen.

Felsenherz durfte nicht länger zögern. Er holte tief Atem, tauchte und setzte seine Flucht fort, indem er die Röhrichtmaste mit sich nahm.

Als der Luftmangel ihn zwang, wieder an die Oberfläche zu kommen, schob er die Maste, die wie ein einzeln wachsender Büschel Röhricht wirken mußte,

langsam heraus und konnte so auch den Kopf mit emporbringen.

Ein Blick nach rückwärts zeigte ihm, daß zehn Siour am linken Ufer keine fünfzehn Schritt mehr entfernt waren.

Zwei dieser Krieger waren jetzt doch auf den Röhrbüschel aufmerksam geworden, riefen den anderen ein paar Worte zu und stürmten vorwärts.

Der Trapper sah ein, daß ihn jetzt nur schleunige Flucht ans Ufer und ein kräftiger Dauerlauf retten könnten. Die Rothhäute hatten ja ihre Mustangs nicht bei der Hand, und dort drüben nach Norden zu zog sich ein dichter Wald entlang.

Als Felsenherz die Uferböschung erklimmen hatte, als nun hinter ihm alle Teufel der Hölle losgelassen zu sein schienen, als der nächste Siour im Laufen hinter ihm her feuerte, da bewies der berühmte Jäger, daß er auch auf die Kraft und Ausdauer seiner Beinmuskeln sich ebenso verlassen konnte wie auf sein sicheres Auge und seine nie fehlende Büchse.

Wald hatte er einen Vorsprung von fünfzig Meter erreicht. Nun schonte er seine Lungen, lief langsamer, entfernte die Graßsprosen aus den Läufern und steckte neue Zündhütchen auf die Pistolen.

Näher und näher kam er dem rettenden Walde.

Jetzt waren aber doch hinter ihm ein Duzend berittene Siour aufgetaucht. Jetzt — rasten die Rothhäute im Bogen an ihm vorüber, schnitten ihm den Weg nach dem Walde ab, sprangen von ihren Mustangs und machten sich schußfertig, indem sie die Flinten auf die Satteldeden auslegten.

Der Trapper schien verloren.

So leicht aber war Felsenherz doch nicht zu fangen! Daß sollten die Siour jetzt zu ihrem eigenen Schaden merken!

Er wußte ja, daß die Steinschloßflinten der

Siour auf ein bewegliches Ziel wenig zuverlässig waren. Mochten die Siour auch mit die besten Reiter der indianischen Präriestämme sein: als Schützen konnten sie es mit keinem weißen Trapper aufnehmen.

So lief Felsenherz denn jetzt in Bückzucksprüngen auf die Linie der zwölf Feinde zu.

Noch fünfzig — noch vierzig Meter.

Dann die ersten Schüsse.

Felsenherz hatte sich tief gebückt, hatte sich zur Seite geschneilt, zählte genau die Schüsse.

Nun feuerte der letzte, der noch eine Kugel im Laufe hatte, feuerte auf kaum fünfzehn Schritt.

Die Kugel ging Felsenherz haarscharf am Ohr vorüber.

Jetzt aber — feuerte er selbst.

Zwei Mustangs brachen mit Koppschüssen zusammen. Dann war er schon vor einem der Feinde, schmetterte ihm den Büchsentolben vor die Stirn, warf sich auf das Pferd.

Tomahawks sausten auf ihn zu. Einß der Wurfbeile traf den Mustang gegen die Weiche.

Das arme Tier machte einen wilden Satz, schoß vorwärts, hinter sich eine Bahn von Blut zurücklassend.

Dann schon die ersten Bäume — der Wald.

Im Galopp raste das verwundete Pferd über eine Lichtung, eine Anhöhe hinauf.

Und — stuchte am Rande eines schroffen Abhangs, am Rande des Steilufers eines schmalen langgestreckten Waldsees.

Felsenherz preßte dem Mustang die Haden in die Seiten.

Und — da setzte es zum Sprunge an — hinauf die zwanzig Meter in den von Wasserpflanzen dicht bedeckten See.

Ueberschlug sich in der Luft.

Der Reiter glitt aus dem Sattel, versank neben dem Tiere, das noch einmal zum Vorschein kam und dann für immer in dem verkrauteten See verschwand.

Oben am Uferrand hielten acht Sioux zu Pferde, warteten, daß Felsenherz irgendwo wieder erscheinen würde.

Doch — leer blieb die Seeoberfläche. Nirgendß ein menschlicher Kopf — nirgendß.

Auch die zu Fuß herbeigestürmten Sioux standen mit ihren Flinten bereit.

Der von Wellen zunächst noch gekräuselte See-
spiegel beruhigte sich. —

Zwei Stunden später verließen die Rothäute den See, nachdem sie ihn mit einem Baumsloß genau ab-
gesucht hatten.

Und drei Stunden später, als Wald und See bereits von den Schatten der Nacht bedeckt waren, stieg Felsenherz lautlos an Land, der bis dahin am Südufer unter den dichten Blättern der Wasserrosen gefessen und durch den hohlen Stengel einer Wasserpflanze wie durch eine Glasröhre die nötige Luft ein- und ausgeatmet hatte, ohne den Kopf auch nur ein einziges Mal über die Wasseroberfläche zu erheben.

3. Kapitel.

Der geheimnißvolle Feind.

Fort Wallace, ein Viereck von Wällen, Palisaden und Wassergräben, lag am Nordufer des Smoky Hill-Flusses, so daß seine Südseite von den Wassern des Flusses bespült und seine tiefen, breiten Gräben durch diese auch gefüllt wurden.

Alle diese Forts an der Grenze der Indianergebiete waren fast in derselben Weise erbaut. In dem durch die Wälle gebildeten Viereck standen die Blockhäuser für die Besatzung und das Haus des Kommandanten, das gleichzeitig als Innensfestung angelegt war, einen hohen Turm hatte und mit starkem Blech zum Schutz gegen Brandpfeile benagelt war. Auf den Wällen waren acht Vorderladerkanonen verteilt, die ihre Kartätschenladung weit über den Fluß und bis zum Rande der das Fort umgebenden Hügel und Wälder senden konnten.

Die ganze ebenso einfache wie praktische Anlage genügte denn auch zumeist zur Abwehr der roten Feinde. —

Anderß aber gestalteten sich diesmal die Dinge, als zwölf Stunden nach den soeben geschilderten Ereignissen am frühen Vormittag vor der kleinen, für den Empfang der Feinde gerüsteten Festung urplötzlich gegen zweitausend berittene Indianer austauchten und das Fort sofort von der Landseite in weitem Halbkreis einschlossen.

Der Kommandant Kapitän Steamer hatte von seinen 120 Mann nur noch achtzig zur Verfügung. Vierzig der Kavalleristen waren, in Patrouillen von verschiedener Stärke einaeteilt, schon taaelana unter-

wegs und hatten sich offenbar nicht mehr durchschlagen können.

Kapitän Steamer war schon in der Nacht durch den Romanchenhäuptling Cholariga und den Trapper Tom Cinaug, die nur mit genauer Not den Siour noch entkommen waren, davon unterrichtet worden, daß er jede Stunde mit einem Angriff zu rechnen hätte.

So konnte er denn die vereinigten Siour, Schochoninn und Utahs durch zwei Kanonenschüsse in respektvoller Entfernung halten.

Um neun Uhr vormittags näherten sich drei Rothäute ohne Waffen von Norden her, grüne Zweige schwingend, der Stelle des Nordwalls, wo in friedlichen Zeiten eine Zugbrücke über den Wassergraben führte.

Steamer, ein in den Grenzlämpfen ergrauter Soldat, befahl, die Zugbrücke hinabzulassen, und begab sich mit zweien seiner Offiziere zu den Unterhändlern, die dreißig Schritt vor dem Graben halt gemacht hatten.

Die Siour — es waren der Oberhäuptling Sastawura und zwei der ältesten Krieger — forderten die Uebergabe der Forts und sagten der Besatzung freien Abzug mit Waffen auf dem Wasserwege zu. Ein großes plumpeß Flachboot lag nämlich am Südwall, auf dem Flusse also, vertäut und hätte die Besatzung bequem aufnehmen können.

Der grauhaarige Kapitän schickte die unverschämten Rothäute kurz unter Hinweis auf die Kanonen des Forts zurück, indem er sie seinerseits ermahnte, ihr Vorhaben aufzugeben und wieder in ihre Dörfer zurückzukehren.

Sastawura, ein hünenhafter Roter von verschlagenem Charakter, drohte jetzt, er würde die ganze

Besatzung niedermachen, falls diese die Festung nicht bis zum Mittag geräumt hätte.

So verliefen die Verhandlungen denn, was vorauszusehen war, ohne jedes Ergebnis.

Steamer hatte die Zugbrücke kaum wieder hochziehen lassen, als er auch schon den Befehl gab, die Kanonen mit Kugeln zu laden und den Feinden zu beweisen, daß die Geschütze weiter trügen, als sie ahnten.

Noch war jedoch kein Schuß abgegeben, als die gesamten Rothäute aus dem Vorgebäude in die Wälder verschwanden. Mit einem Schläge war der busch- und baumfreie Gürtel um das Fort völlig leer. —

Steamer hatte den berühmten Romanchenhäuptling und den nicht minder bekannten Trapper Tom Cinaug in das große Blockhaus als Gäste aufgenommen. Er hatte von ihnen, die ja auch Felsenherz' Brauen mitgebracht hatten, den sie den Siour glücklich entführt hatten, bereits erfahren, daß der blonde Jäger wahrscheinlich sehr bald versuchen würde, in das Fort hineinzugelangen. Die auf den Wällen postierten Wachen sollten denn auch alles thun, dem Trapper dieß zu erleichtern. Nöthigensfalls wollte Steamer, falls Felsenherz im Vorgebäude verfolgt würde, einen Ausfall machen und die Rothäute zurückscheuchen.

Die Besatzung war trotz der erdrückenden Uebermacht der Feinde bei gutem Mute. Man war mit Lebensmitteln und Munition für lange Zeit versehen, man hatte die Kanonen, die durch ihren Eisenhagel jeden Sturm aussichtslos erscheinen ließen, und verfügte auch über so zahlreiche Karablen und Büchsen, daß jeder Mann drei für sich an den Palisaden bereitstellen konnte. —

Nachmittags fünf Uhr geschah etwas, das die Zuversicht der Verteidiger arg ins Wanken brachte.

Von Norden, Westen und Osten rollten die roten Belagerer Lände aus diesen kannjänaen Leren, denen selbst die Kanonentugeln, wie sie, bald zeigte, nichts anhaben konnten, da diese fünf Meter langen Schutzwände aus doppelten Lagen von Eämmen bestanden. Zwar durchdrugen die Eisenkugeln wohl die erste Schicht des Holzes, konnten aber die zweite doch nicht mehr durchdringen. Da außerdem diese auf plumpen Rädern stehenden Wallenwände immer zahlreicher wurden und schon gegen sieben Uhr abends in fünfzig Meter Entfernung vor dem Graben um die Landseite des Forts eine fortlaufende Linie bildeten, da ferner weitere Schutzwände in Abständen von dieser Linie bis zu den Wäldern reichten, konnten die Rothäute, gedeckt durch diese Kieenschilde, einen engen Halbkreis um die kleine Festung schließen.

Mit Bangen sahen die Verteidiger der Nacht entgegen. Auch Choloriga mußte gegenüber dieser schlau erdachten Angriffsweise des listigen Saflawura dem Kommandanten keinen Rat zu geben, wie man die Rothäute, die langsam die hölzerne Mauer noch näher an die Gräben heransführten, vertreiben könnte.

So senkte sich denn die Dämmerung über das Fort herab. Bald war es so dunkel, daß die in großen Eisenkörben liegenden harzigen Exeite über den Palisaden angezündet werden mußten, damit die Wasserfläche der Gräben genügend beleuchtet würde, um die Rothäute unter Feuer nehmen zu können, sobald sie die Gräben zu durchschwimmen versuchten. —

Daß nur mit Gras bedeckte Vorgelände war infolge wochenlanger Trockenheit völlig ausgeörrt.

Der Abendwind kam von Westen und wuchs gegen zehn Uhr zum Sturme an.

Kapitän Steamer und seine Offiziere machten gerade kurz nach zehn Uhr einen Rundgang um die

Wälle, als im Westen am Waldrande plötzlich Flammzungen hochlehten und blüßschnell sich weiter und weiter ausbreiteten.

Der Sturm trieb das Flammenmeer des lohenden Grases auf den hölzernen Wall der Angreifer zu, die jetzt scharenweise dem Walde zuströmten, wobei sie von den Wällen aus mit Kartätschen beschossen wurden.

Sostawura und die Häuptlinge der Schojshonen und Uthas sahen ihre Krieger zu Duzenden hinwegmüht werden. Ein Grasbrand hatte ja auch auf der Ostseite des Forts kurz darauf sich weiter und weiter ausgedehnt und es den Rothäuten unmöglich gemacht, hinter der hölzernen Mauer ostwärts sich zurückzuziehen.

Der Oberhäuptling der Sioux begriff nicht, wer sich durch die Wachen bis an die Waldränder vorgeschlichen und die Feuer angelegt haben könnte. Zwei Männer mußten es zum mindesten sein, die den Belagerern diesen heißen blutigen Streich gespielt hatten. Sofort ließ Sostawura nun die Wälder sorgfältig absuchen. Mit Harzfadeln prüfte er selbst die Stellen, wo die Brände angelegt worden waren. Er sah, daß hier jede Spur sorgfältig verwischt worden war. So konnte er sich denn keinen Aufschluß darüber verschaffen, wem er diese Verluste — etwa hundertvierzig Rothäute waren tot oder verwundet — verdankte.

Au seiner namenlosen Wut machte ein Teil der Besatzung des Forts nun auch einen Ausfall und kippte die meisten Schutzwände um. Er sah sich so um den Erfolg seiner List vorläufig betrogen. Sofort ließ er jedoch neue Balkenwände herstellen, die bis zum Morgen fertig sein würden. Dann gab es für

die geheimnißvollen Gegner, die den Grasbrand entfacht hatten, keine Möglichkeit mehr, in ähnlicher Weise seine Pläne zunichte zu machen.

4. Kapitel.

Felsenherz am Marterpfahl.

Keine andern als Felsenherz und Jack Mouter waren es gewesen, die den verbündeten Angreifern diese Schlappe zugesügt hatten.

Zu des blonden Jägers großer Freude war er noch in der Nacht mit Jack, der dem Siour gleichfalls entkommen, am Bache zusammengetroffen. Jack wußte, wo man eine Patrouille des Forts, die sich vor den nahenden Siour verborgen hatte, treffen würde. So hatten sie sich denn beritten gemacht und waren mit vier Leuten der Patrouille der Abteilung der Siour gefolgt, die Cassawura am Bache zurückgelassen hatte, um die Flüchtlinge aufzustöbern und einzufangen. So waren sie auch gerade zur rechten Zeit in der Nähe des Forts angelangt und konnten durch den Grasbrand die Rothäute hinter den Schutzwänden hervorjagen.

Felsenherz hatte sich, nachdem er allein am Westrande der Wälder die trockenen Gräser an mehreren Stellen angezündet, auf eine uralte Eiche geschwungen, um von dort den Erfolg des kühnen Unternehmens zu beobachten.

Er hatte dann auch weiter gesehen, wie Cassawura nach den Spuren der Leute suchen ließ, die die Indianer vor die Kanonen des Forts getrieben hätten.

Er fühlte sich in dem dichten Laubdach völlig sicher. Bald verschwanden die Noten denn auch wieder, da jetzt die Kanonen mit Voll- In die Gebüsche an der Waldgrenze bestrichen, wobei abermals einige der Belagerer verwundet und getölet wurden.

Er hatte mit Jack und den vier anderen Kavalleristen ein Zusammentreffen um Mitternacht am Südufer des Smoky Hill verabredet. Da er nur den Fluß zu durchschwimmen brauchte, blieb er in der Krone der Eiche, bis er die Zeit für gekommen hielt, wo er den Fluß überqueren mußte.

Zu seinem nicht geringen Schreck merkte er dann aber, daß jetzt gerade eine Abteilung Schoschonen, die hier im Westen lagerten, ganz in der Nähe Tannen zu fällen begann.

Inzwischen war die Mondsichel am Himmel erschienen und hatte die Dunkelheit in eine matte Dämmerung verwandelt. So durfte er es denn nicht wagen, die Eiche zu verlassen. Die Schoschonen tauchten alle Augenblick ganz dicht bei der Eiche auf.

Noch gefährlicher aber wurde des Trappers Laae, als jetzt sogar drei Krieger, um Eichenäste abzuschlagen, die sie für den Bau der Schutzwände verwenden wollten, die Eiche erklimmen.

Immer höher mußte er in der Baumkrone emporklimmen. Das Unglück wollte es, daß er dabei in der Dunkelheit auf einen morschen Ast trat und, ehe er sich noch mit den Händen festhalten konnte, in die Tiefe sauste.

Zweimal schlug er dabei mit dem Kopf gegen dicke Zweige, und halb betäubt landete er schließlich in dem Gestrüpp unterhalb des Baumes, wo bereits ein Duzend Schoschonen sich bereithielten, den verhafteten Feind in Empfang zu nehmen.

Wie eine Hundemeute über den ermatteten Rei-

ler, so stürzten sich jetzt die Krieger auf den berühmten Jäger.

Was half es, daß er, der halb Bewußtlose, mit den Fäusten doch noch drei der Gegner niederschlug? Die Uebermacht siegte.

Im Triumph schleppten die Schoschonen nun ihren mit Lassoß gefesselten Gefangenen weiter nach Norden zu in eine große Waldlichtung, wo für die Häuptlinge drei Lederzelte errichtet worden waren.

Sastawura und die Häuptlinge der Schoschonen und Utahs saßen hier um ein Feuer herum in finsternem Schweigen. Vorhin hatte eine der Kanonenkugeln sich sogar bis hierher verirrt und eine blutige Gasse in die in der Richtung weidenden Mustangs gerissen.

Raum hatte der Oberhäuptling der Siour den Trapper erkannt, als er auf den Wehrlosen zuschnellte und brüllte:

„Hund von einem Blafgesicht, Du warst es, der den Graßbrand angefacht hatte! Stirb, damit Deine Knochen noch in dieser Nacht die hungrigen Präriewölfe benagen können!“

Sein Tomahawk blühte im Lichte der Lagerfeuer über Felsenherz Kopf.

Da sprang Drabaru, der Häuptling der Schoschonen, dazwischen und packte Sastawuras erhobenen Arm.

„Mein roter Bruder hat kein Recht auf den großen Jäger!“ sagte er kurz. „Meine Krieger nahmen Felsenherz gefangen! Der berühmte Trapper wird sofort am Marterpfahle wie ein Weib vor Angst winseln!“

Sastawura trat zurück. Er war einverstanden, daß Felsenherz den qualvollsten Tod erleiden sollte,

oen selbst das blutgierige Hirn einer Rothhaut nur irgend ausdrücken kann.

Ein dichter Kreis von Kriegern der drei verbündeten Stämme hatte sich um die Häuptlinge gebildet. Lautes Beifallszurmeln wurde hörbar, als Drabaru, der starke Bär, jetzt befahl, den Trapper aufrecht an die nächste Eiche zu binden.

Felsenherz' Schicksal schien besiegelt. Er wußte, daß er hier auf Erbarmen nicht zu rechnen hatte und daß niemand da war, der ihn befreien könnte. Für ihn galt es jetzt nur, den Rothhäuten zu beweisen, wie eines der verhaßten Bläßgesichter dem Tode lähn und läst entgegenschaute und daß kein Wort, kein Ausdruck der Qual ihre satanische Freude noch erhöhen würde.

Wie immer in solchen Fällen, mußten jetzt zuerst die jüngsten Krieger durch Würse mit dem Messer und dem Tomahawt das Opfer zunächst einschüchtern.

Zischend und krachend bohrten sich die langen Jagdmesser und die wirbelnden Schlachtbeile haarscharf neben dem Kopf des Gefangenen in die Rinde der Eiche ein.

Felsenherz zuckte mit keiner Wimper, wenn die kraftvoll geschleuderten Waffen verderbendrohend auf ihn zusausten. Seine unerschütterliche Ruhe übte schließlich doch auf diese von wildestem Weißenhaß fast sinnlosen Naturkinder denen Todesverachtung als höchste Tugend galt, eine gewisse Wirkung aus.

Der Schoschonenhäuptling Drabaru wollte dann gerade, nachdem dieses Vorspiel zu der eigentlichen Marterung etwa zehn Minuten gedauert hatte, den Kriegern befehlen, um die Eiche herum Reijig aufzuhäufen, um durch die Hitze und den Rauch die Qualen des Trappers nachher noch zu steigern, als oben in der Eiche ein lautes Brummen hörbar wurde.

Dort stand auf einem dicken Ast ein Grizzlybär, dieses gewaltigste Tier der nordamerikanischen Wildnis. Seltsamerweise schauten die Rothhäute nur flüchtig nach oben. Sie wußten ja, daß es nur der Medicinmann der Utahs war, der sich stets in einem Bärenfell zu zeigen pflegte.

Jetzt flog Reisigbündel auf Reisigbündel dicht an den Baum um den Gefangenen herum. Nur eine Stelle blieb frei, damit man zu dem Opfer hin eine freie Gasse hätte. Sollten doch nunmehr die älteren Krieger sich als Weil- und Messerschleuderer versuchen und dem Trapper dabei zwar Wunden beibringen, aber nur solche, die nicht tödlich waren.

Ein brennender Ast entzündete dann die trockenen Nester und Zweige. Knisternd leckten die Flammen hoch. Im selben Moment glitt der Bär hinter dem Gefangenen am Eichenstamm zu Boden. Wie ein Hauch nur trafen Felsenherz' Ohr die Worte: „Mein Bruder mag warten! Ich werde den heiseren Schrei des Adlers ausstoßen, wenn er fliehen soll.“

Der angebliche Medicinmann der Utahs war kein anderer als Cholariga, der schwarze Panther, dem Jack Router noch rechtzeitig hatte ins Fort die Nachricht bringen können, daß Felsenherz sich in ernstester Gefahr befände. Cholariga hatte daraufhin sofort das Fort auf dem Wasserwege verlassen und im Walde zufällig den Medicinmann der Utahs getroffen, den er rasch durch einen wohlgezielten Messerstich beseitigte und mit dessen Bärenfell er nun die Rolle des Toten weiterzuspielen gedachte.

5. Kapitel.

Felsenherz rettet das Fort.

Der Bär schlüpfte nun um den Baum herum und begann rund um das Feuer einen jener Beschwörungstänze, mit denen die Priester der Indianer die Gunst Manitus für ein bevorstehendes Unternehmen zu erlangen suchen. Daß er dabei die Flammen der lohenden Reisigbündel zum Teil niedertrat, schien ein Zufall zu sein.

Cholariga machte seine Sache so geschickt, daß die Menge der Rothäute nicht den geringsten Verdacht schöpfte. Ebenso geschickt ließ er nun sein gefülltes Pulverhorn in die Flammen gleiten, so daß es hinter Felsenherz, der durch den Baum vor den Folgen der Explosion geschützt sein würde, sehr bald mit großer Kraft in die Luft gehen mußte.

Sastawuta dauerte der Beschwörungstanz zu lange.

„Der Medizinmann mag Manitu auf andere Weise bitten, daß er uns das Fort erobern läßt,“ rief er dem angeblichen Utañ zu. „Felsenherz soll sterben, bevor noch die Morgendämmerung anbricht. Die Krieger werden jetzt —“

In diesem Augenblick entzündete sich das Pulver des Hornes, und mit furchtbarem Krach flogen die Brände auseinander. Die umstehenden Rothäute wurden in wirrem Haufen übereinander geschleudert, während die anderen angstvoll zurückwichen.

Felsenherz wartete das Signal seines roten Bruders, der beim Hinabrutschen am Stamme seine Fesseln durchtrennt hatte, nicht ab.

Ein langer Satz — und er befand sich mitten zwischen den Feinden, bahnte sich mit den Fäusten eine Gasse und war in wenigen Sekunden im Walde verschwunden.

Sastawura hatte sich zuerst wieder von dem Schreck erholt, jagte jetzt hinter dem Flüchtling drein und rief seinen Kriegern zu:

„Der Medizinmann ist ein Verräter! Nehmt ihn gefangen!“

Das wahnwitzige Wutgebrüll der Roten erfüllte die ganze Lichtung. Doch der Bär war längst hinter die nächsten Bäume geschlüpft und konnte nicht mehr eingeholt werden.

Felsenherz stürmte indessen dem Fort zu. Aber der riesige Sastawura war ihm dicht auf den Fersen. Der Oberhäuptling der Sioux gehörte zu den schnellfüßigsten Leuten seines Stammes. Näher und näher kam er dem Trapper, der vorhin bei dem Sturz von der Eiche sich doch das Bein etwas verletzt hatte und daher nicht imstande war, seine voll Beweglichkeit zu entfalten.

Felsenherz blieb plötzlich stehen, bückte sich und hob einen Stein von Kindskopfsgröße auf, wick rasch zur Seite, ließ das Schlachtbeil an sich vorüberwirbeln und traf den blindlings Heranziehenden mit dem Steingeschoß, das er mit voller Wucht dem Oberhäuptling gegen das rechte Knie schleuderte, so daß dieser kraftlos umfiel.

Im Nu war der Trapper neben ihm, schmetterte ihm die Fesselsaust gegen die Schläfe und floh, den Bewußtlosen über der Schulter, weiter dem Fort zu, kam an den umgestürzten Balkenschutzwänden vorüber, sah sich von einer Abteilung der Besatzung freu-

die empfangen, die der Kommandant für alle Fälle ins Vorgebäude geschickt hatte, und traf hier auch mit Chotariga zusammen, dem er nun den gefangenen Oberhäuptling überließ.

Er selbst wandte sich an den Offizier, der die Abtheilung befehligte, und entwickelte ihm kurz seinen Plan, wie man die Belagerer mit ihren eigenen Waffen schlagen könnte.

Die Rothhäute, die sich aus dem Walde herausgewagt hatten, wurden durch zwei Kartätschenschüsse zurückgeschickt. Bald fand sich auch Kapitän Steamer hier ein. Er billigte des Trappers Vorschläge, ließ rasch zwei der Kanonen aus dem Fort bringen, die dann nach Norden zu unweit des Waldrandes hinter den Ballenwänden, die man zu einem langen Biered zusammenschob, in Stellung gebracht wurden.

Dreimal suchten die Rothhäute dies durch Angriffe zu verhindern. Doch gegenüber dem Geschosshagel der Geschütze konnten sie nicht standhalten. Stets flüchteten sie wieder in die Wälder zurück.

Felsenherz blieb mit dreißig Mann in der auf diese Weise angelegten starken Verschanzung zurück und gab nun von hier aus auf den Waldrand in kurzen Pausen immer wieder Kanonenschüsse ab, so daß die verbündeten Indianer gar nicht dazu kamen, neue Ballenwände zu errichten, die sie jetzt ja nur tief im Waldinnern hätten herstellen und dann durch den Wald hätten vorrollen müssen, was des dichten Baumwuchses wegen unmöglich war.

So brach der Tag an. Zwischen dem Fort und der Verschanzung fand ein ungehinderter Verkehr statt, da die Angreifer sich immer weiter in das Dickicht zurückgezogen hatten. So konnten die übrigen Ballenschutzwände auf einer Stelle zusammengescholeppt und verbrannt werden. —

Im Lager der Verbündeten hatte sich jetzt die ursprüngliche Siegeszuversicht in tiefste Niedergeschlagenheit verwandelt. Sastawura, die Seele des ganzen Unternehmens, fehlte, besand sich in den Händen der Blafgesichter. Drabaru, der Schoschonenhäuptling, wollte nicht noch mehr seiner Krieger opfern, da er an dem Erfolg eines neuen Angriffs zweifelte. Auch die Utahs zeigten wenig Neigung, sich nochmals dem Kartätschewhagel auszusetzen.

In dieser Stimmung erhielten die beiden Häuptlinge dann von den ausgestellten Wachen die Meldung, daß Felsenherz und Cholariga als Unterhändler am Waldrande die Anführer der Belagerer erwarteten. Drabaru und der Utahhäuptling sowie zwei der ältesten Siouxkrieger begaben sich denn auch dorthin und ließen sich nun durch des berühmten Trappers eindringliche und wohlgesinnte Worte leicht überzeugen, daß alle Versuche, das Fort zu erobern, fehlschlagen mußten.

„Ich bin stets ein Freund der roten Männer gewesen,“ sagte Felsenherz in seiner würdigen Art. „Ich weiß, daß sie um ihre Jagdgründe kämpfen, um ihre Freiheit! Ich bedauere, daß sie immer mehr Land einbüßen. Aber hier ist jedes Opfer umsonst gebracht. Fort Wallace ist nicht zu nehmen! Kehrt heim in eure Dörfer und begrabt das Kriegsheil, lernt zu leben, wie die Farmer leben, lernt durch Arbeit dem Boden Schätze abringen, sucht Euch der vordringenden Kultur anzupassen! Ich habe gesprochen. Ich bin Felsenherz, und ich meine es ehrlich mit den roten Kindern Manitus. Sastawura soll frei sein, wenn Ihr mit uns Frieden schließt!“ —

Zwei Stunden später zogen die Verbündeten denn auch wirklich ab. Sastawura war, wie der blonde Trapper es versprochen, frei gelassen worden. Ob-

wohl er also Felsenherz sein Leben verdankte, denn Kapitän Steamer hatte ihn erschießen lassen wollen, konnte der Oberhäuptling es Felsenherz doch nicht vergessen, daß hauptsächlich durch dessen Eingreifen der Anschlag auf das Fort mißglückt war. Was ihm dann seine hinterlistigen Rachepläne gegen den Trapper und den edlen Romanchen eintrugen, soll im folgenden Band berichtet werden.

Nächster Band:

Sastawuras letzte Büffeljagd.